

arianische
er-Sodalität.
welche bei dem am
tage den 21. Aug.
ularfeste
schaft aufgenommen zu
hen, wollen sich spätestens
g Vormittag, den 20.,
sisten Herrn Julius
büchel 46, anmelden.
Der Vorstand.

abendhor.
nd Samstag, jedesmal
11 Uhr. Probe. Die
ern wollen freundlichst
ein Sänger fehlt.
Der Dirigent.

Bruderschaft.
ntliche Wallfahrt nach
bei vom 12. bis 15.
statt. Das Nähere
das „St. Quirinus-
nt gemacht.
besonderen Aus-
der Prozession und
nes neuen Wand-
Aufstellung der
in der großen Kapelle
veranlaßt durch die
250-jährigen Subi-
Wallfahrt, wird in
um recht reichliche
effreitung der Kosten
eten.
er, ungebunden zu
den zu 75 Pfg., find
unmelter Buch zu
Brudermeister.

Besprechung in
eit der ver-
tagsruhe“
itag den 19.
ends 8 Uhr.
nnation Wsh.
Markt eine
mmmlung
alle sich für die
effizierenden Ge-
aber eingela-

Nur 3 Tage.
es Kaufhauses
erschienenen Liti-
aner.
ppe der Welt, 16
en, 9 Herren, die
Schauspieler.

18. August:
Vorstellung.
ends 8 Uhr.
Softe mit Gelang in
die Tretungen.
Die Verlobung
Schwant in 1 Akt.
ge für die Abend-
erreich (nummeriert):
Galerie 20 Pfg.
ittags-Vorstellung:
irti: 60 Pfg., I.
Galerie 20 Pfg.
verkauf in der Gi-
des Herrn Tolken
und I. Plaz.

r Bier
nisch
gebrckmann.
rten, circa 170
0 Pfg. — 100
rfeische 250 Pfg.
väreische 250 Pfg.
r, Nürnberg.
Tausch.

urger
tallerie.
0,000, 20,000,
ose a M. 3.
urger
tallerie
1 M.
Gronabr. Zlg.

Telephon-Anschluß 53.

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise: Neuß und Grevenbroich.

Redaktion: Jos. Grünau.

Expedition: Neuß, Markt 15.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage; Samstags in 2 Nummern und als Gratzbeilage das St. Quirinusblatt.
Preis pro Quartal in Neuß durch Boten ins Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.75.
Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrebetrag von 20 Pfg. pro Quartal beigegeben.

Anserte finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und bei dem kaufkräftigsten Lesepublikum unseres Landes die beste Wirkung. Preis für die 6-gelappte Zeile oder deren Raum 15 Pfg. Bei größter Annoncen- und öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 7 Uhr Abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Mannahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.

Mr. 187.

Freitag, 19. August 1892. (Sebalb.)

19. Jahrgang.

Zur Probe

eignet sich vorzüglich ein

Abonnement

auf die

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

für den

Monat September,

welches bei unsern Boten und Agen-
turen, allen Postanstalten und der
Expedition bewirkt werden kann.

Bis zum Ende des Monats

erhalten neu hinzutretende Abonnenten die
Zeitung gratis.

Die bereits erschienenen Nummern des
preisgekrönten Feuilletons

Unter der Königstanne

werden, soweit der Vorrath reicht, nach-
geliefert.

Interessante Abhandlungen

über die Geschichte unserer Kreise wer-
den regelmäßig in nächster Zeit folgen.

Man abonniere

deshalb auf die

Neuß-Grevenbroicher Zeitung,
meistverbreitetes katholisches Volksorgan
am Niederrhein.

Ergebenst

Redaktion und Verlag
der Neuß-Grevenbr. Zeitung.

A. S. Segen die Jesuiten.

II.

Professor Dr. Büchner (p. 14. „Für und gegen die Jesuiten“) nennt die Jesuiten eine „schwarze Bande“, ein „Ungeziefer am Staats- und Gesellschaftskörper, das mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vernichtet werden muß.“ Da haben wir's: Der Zweck heiligt die Mittel! Hier steht es schwarz auf weiß, eine wunderbare Ironie des Schicksals! Herr Büchner, erlauben Sie, da habe ich Sie auf einer ganz schändlichen Heuchelei und Betrügerei er-
tappt. Im ersten Satz Ihrer prächtigen Aus-
lassungen geben Sie Ihre Ansicht für die Ansicht aller Derjenigen aus, die nicht selbst Jesuiten sind, und dann gleich im zweiten Satz verrät sich der Wolf unter dem Schafspelze: Sie beweisen uns, daß Sie selber nur ein eien-
dlicher, verkäppter Jesuit sind. Denn wer so offen predigt, daß der Zweck die Mittel heiligt, wie Sie das thun, der ist in meinen Augen, was eben die Jesuiten in den Jhrigen sind: ein gemeinschädliches Ungeziefer. „Sie haben“ — so fahren Sie weiter fort — „kein Verständnis für die Logik Derjenigen, die aus demokratischer Prinzipienreiterei eine Wiederzulassung dieses verwerflichen Ordens in Deutschland befürworten.“ Nun, daß Sie, Herr Doctor, niemals auf Prinzipien geritten sind, das glaube ich Ihnen von Herzen gern, denn woher sollten Sie die Prinzipien genommen haben? Die findet man bei Ihnen in Darmstadt nicht auf der Straße. Aber damit ist noch nicht der Beweis erbracht, daß es nicht eine sehr schöne und lobenswerthe Sache um die Prinzipien, die Grundsätze, ist: von einem Menschen, der nach Prinzipien zu handeln pflegt, oder, wie es Ihnen verächtlich sich auszudrücken beliebt: wer „auf Prinzipien reitet“, den pflegt man insgesamt einen Charakter zu nennen. Wer dagegen von Prinzipien so geringschätzend spricht, wie Sie, wie ich einen solchen Mann heißen soll, das weiß ich noch nicht so recht. Doch, — um Ihnen völlig gerecht zu werden, — Sie glauben vielleicht auch Prinzipien zu haben, z. B., daß man diejenigen, die einem unbehagen sind, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln vertilgen müsse. Aber dies ist in Wirklichkeit kein Prinzip, sondern die nackte Verneinung eines Prinzips; wer dies vermeintliche Prinzip befolgt, der „reitet“ daselbe nicht, sondern wird

von ihm geritten, indem er sich zum Sklaven einer niedrigen Leidenschaft, zum Sklaven des gemeinsten Hasses, macht.
Doch genug, ich empfehle mich Ihnen, hier kommt ein Gefinnungsgegnosse von Ihnen, ein gewisser Herr Byr aus Stuttgart. Dieser Herr Byr, eigentlich Beyer, erzählt uns graufige Dinge über einen dicken Jolanten, der sich nach Versicherung eines Augenzeugen im Central-
haus des „Ordens Jesu“ (sic!) in Rom be-
funden soll. Es ist ein gar erschrecklich Buch, darin sind ausgezeichnet: „die Namen aller Jesuiten, ihrer Verbündeten, sowie aller ange-
sehenen Leute, mit denen die Jesuiten in Verkehr traten,“ und zwar eines jeden „Leben, Charakter, Eigenschaften, Pläne und Verbindungen.“ Also nicht nur die Jesuiten, sondern auch ihre Ver-
bündeten, nicht nur diese, sondern alle ange-
sehenen Leute, welche u., und nicht nur diese, sondern auch noch — deren Verbindungen. Man munkelt sogar, daß auch noch die Verbindungen dieser Verbindungen erwähnt werden. Daraus ergibt sich, daß es ein ziemlich dickes Buch sein muß. „Helt nun — so erzählt uns Herr Byr — der Orden es für nöthig, auf jemand einzuwirken, so öffnete man das Buch und erhielt daraus unmittelbare (!) Kenntniß von dessen Leben, Charakter u.“ — Besonders unmit-
telbar, mein lieber Herr Byr, muß diese Kenntniß gewesen sein, wenn es sich z. B. um den Cha-
rakter eines Bundesgenossen, einer Verbindung, eines angehenden Mannes handelte, der je ein-
mal mit einem Verbündeten des „Ordens Jesu“ in Verkehr getreten war.
Was Sie nun aber mit diesem Buche für Ihre Sache beweisen wollen, ist mir nicht recht klar geworden. Sie haben doch im äußersten Falle nur dargelegt, daß die Jesuiten eine sehr ordnungsliebende Gesellschaft sind, die pünktlich über Alles, was ihnen interessant ist, Buch führt. Das ist doch recht lobenswerth. Auch darin kann ich nichts Tadelswerthes finden, daß die Gesellschaft ab und zu es für nöthig halten soll, auf das eine oder andere ihrer Mit-
glieder „einzuwirken“, das versteht sich ganz von selbst und kommt in jeder Gesellschaft vor, nicht nur bei den Jesuiten. Aber wie Sie die Geschichte erzählen, klingt sie so schauerlich, so geheimnißvoll, daß den „denkfähigen Massen“, für die Sie, wie es scheint, Ihre Schriften, Ihre Schauderromane schreiben, ordentlich eine Gänse-
haut über den Rücken laufen muß — byrr. — byrr.

Dies Buch aus dem Centralhaus ist mir so amüsanter erschienen, daß ich andere schöne Sachen zu erwähnen beinahe ganz vergessen hätte. Herr Byr führt sich ein mit vier schönen Versen, die wir zu Neuß und Frommen aller poetischen Anti- und Philo-Jesuiten anlageln wollen:
„Die Welt hat seit Loyola reich erfahren,
„Daß fortgeschritten seiner Jünger Hand,
„Daß weiter rückwärts kam in wenig Jahren,
„Als vorwärts seit der Schöpfung der Verstand.“
Ich nehme an, daß diese Verse von Herrn Byr selber in einem schwachen Augenblicke zu-
sammengedreht sind. Es lohnt sich vielleicht der Mühe, sie in gute deutsche Prosa zu übertragen. Da bekommen wir denn folgenden Sinn heraus: Seit Gründung der Gesellschaft Jesu ist die Menschheit in Natur, Wissenschaft und Kunst, überhaupt auf allen Gebieten weiter zurückgegangen, als sie seit der Schöpfung bis auf jene Zeit vorwärts gekommen war.
Die Gründung des Jesuitenordens würde also nach Herrn Byr so ziemlich den Kulmina-
tionspunkt aller menschlichen Cultur und Civilisation bezeichnen, was allerdings zu dem „fort-
schrittlich-mordend“ schlecht paßt. Das Ganze ist eine etwas starke Behauptung, die Jesuiten selbst dürften zu bezeichnen sein, dieselbe zu unterzeichnen. Ob Herrn Byr diese seltsame That-
sache wohl auch „bei historischer Betrachtung“, mit der er ja gleich Anfangs so dick thut, „ver-
ständlich geworden“ ist? Herr Byr sagt ferner: „Der Jesuitismus erwies sich als ein Hemm-
schuh jeglichen Fortschritts und als den grim-
migsten Gegner des Protestantismus.“ Hier nehmen wir nur Veranlassung, Herrn Byr dar-
auf aufmerksam zu machen, daß es in gutem Deutsch heißt, der Hemmschuh, nicht das Hemmschuh. Es müßte also oben stehen: „als einen Hemmschuh.“ Weiter unten sagt Herr Byr:
„Der Jesuitismus, welcher in Befreiung von hierarchischer Bevormundung (ob das wohl heißen soll: welcher, indem er sich von hierarchischer Bevormundung befreit?) der Toleranz und der Humanität unüber-
steigliche Hindernisse entgegenstellte, er hielt jede tüchtige Geistesbewegung auf, er verpönte jeden selbständigen Gedanken, er brandmarkte jedes freisinnige Wort, und ahndete jede mannhafte That.“ (N. F.: Das sind alles historische Betrachtungen des Herrn Byr.) Bei den denkfähigen Massen wirkte der Jesuitismus Wunder durch seine vertrauensverwekenden Reden, durch seine geliebte Sophistik, durch seine be-
stehenden Principien.“
Schon wieder einmal die Prinzipien, diesmal

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman frei nach M. Th. May.

(Fortsetzung.)
Langsam erhob sich einer der Gratulanten nach dem anderen, um sich von dem Baron zu verabschieden. Die Stimmung war auf einmal eine minder begehliche geworden, trotzdem die Freifrau von Balten und ihre schöne Nichte mit unveränderter Lebenswürdigkeit die Honneurs zu machen bestritten waren. Es dauerte nicht lange, so fanden sich die Baroness v. Nothheim mit ihrer Tante, der Freifrau v. Balten, allein in dem prächtigen Raum, denn Baron von Nothheim und Herr v. Strehlen waren gegangen, die Gäste zu begleiten.
Die Baroness trat schweigend zu dem Spingbrunnen, der von prachtvoll blühenden Rhododendren umgeben war und sich am Südboden des Wintergartens befand. Mit einer kleinen vergoldeten Hohlkugel spielte der breit aufsteigende Strahl und fiel dann melodisch plätschernd in das muschelförmige Marmorbecken zurück. Yella hielt die kleine, weiße Hand unter das herab-
fallende Wasser und schauderte die frühlingshaften Tropfen von den schlanken Fingern auf die lichten Blüthen. „Tante“, sagte plötzlich die junge Dame zu der Freifrau von Balten, die sich in einen Hauteuil nahe dem Ein-
gange gelehrt hatte, „Tante, kannst Du Dir erklären, warum Papa und Herr von Strehlen so viel Umstände wegen dieses Fremden machen? Ich fand es ganz in der Ordnung, daß Papa diesen ehemaligen Fortschiffen ohne besondere Umstände wegschickte. Mein Gott, wenn mein Kammermädchen schließlich Frau Oberförster wird und ich sie dann einmal treffe, so wird sie für mich doch immer nur mein Kammermädchen bleiben. Ich bedauere ebenso wie Herr von Strehlen, daß Raimund nicht anwesend ist, weil er gewiß diesem Direktor gleich die rechte Stelle angewiesen haben würde. Papa ist viel-
leicht zu nachsichtig gegen die Dienerschaft. Damit ver-
dient er es nur, und es ist dann kein Wunder, wenn die Standesunterschiede immer weniger respektiert werden.“
Die alte Dame wandte langsam die Augen von dem winterlich öden Garten, den man von hier aus so gut übersehen konnte, und schaute mit nachdenklichen Blicken die Sprecherin an. „Wie unähnlich Du Deiner Mutter bist, Kind“, sagte sie fast wehmüthig. „Ich glaube, meine gute Schwester hat ihr ganzes Leben lang nicht an Standesvorrechte gedacht, und doch wäre es sicher Niemanden eingefallen, Deiner Mutter gegenüber seine

und ihre Stellung zu vergessen. Dazu ist es auch gar nicht notwendig, daß man seinen Adelschilb jedem Bürgerlichen mit beiden Händen vorhält; nur adeliche Geimung muß man haben. Daß diese allezeit respektiert wird, habe ich gefunden, so lange ich lebe.“
Die Baroness preßte die feinen Lippen fest aufeinander, als müßte sie mit Gewalt ein heftiges Wort zurückdrängen. Aber vor dem liebevollen Blick der alten Dame hielt ihr Unmuth nicht Stand. Yella blickte sich und fühlte die Hand ihrer Tante.
„Du schiffst mich so oft, Tanten“, sagte das junge Mädchen herzlich, „und ich fühle, daß ich Dir auch genug Grund zur Unzufriedenheit gebe, aber Du mußt nun schon einmal mit mir Rücksicht haben. Ich bin eben ein weiches, nachgiebiges Gemüth. Es ist schade, daß ich kein Mann geworden bin, ich wäre in einer Stellung, die mir in der Welt ein reiches Gebiet der Thätigkeit böte, wohl besser am Plage. Aber das bleibt nun doch ein frommer Wunsch, und so schweigen wir lieber davon. Wie lange doch Papa und Herr von Strehlen ausbleiben! Sie werden diesen Herrn Direktor, um den sie so besorgt sind, wohl endlich gefunden haben.“
„Es thut mir leid, daß Du verstimmt bist, Yella“, sagte Frau v. Balten ernst und behielt die Hand des jungen Mädchens in der ihren. „Ich fürchte, Dein Vater hat ersten Grund zur Sorge, und wenn das der Fall ist, so ist es Deine Pflicht, ein heiteres, sorgen-
zerstreuendes Lächeln zu sein.“
„Ja, wie jene goldgefingelten Schmetterlinge, Tante, deren ich einige in der Pension kennen lerne. Das ist meine Art nie geweien“, sagte die Baroness lächelnd, obgleich bei den ersten Worten der alten Dame es doch wie ein leises Erschauern die hohe Gestalt durch-
drang. „Meinens, liebe Tante Laura, täuschst Du Dich sicherlich. Was sollte Papa für Sorgen haben? Seit Salzburg die Winter verwalte, hat sich doch Papa um nichts mehr zu kümmern.“
Nachdenklich schaute die Dame wieder auf den fies-
bestreuten Gartenweg. „Wir wollen das Beste hoffen, Yella“, sagte sie, dann stand sie schnell auf. Während Yella einen Schmal um die Schultern ihrer Tante legte, fuhr diese fort: „Ich bin eine alte Frau, die oft etwas schwächer steht, als es unbedingt notwendig ist.“
Das junge Mädchen entgegnete nichts mehr, und beide Damen schickten sich an, den Wintergarten durch einen zweiten Ausgang, der in das Innere des Schlosses führte, zu verlassen. Da öffnete sich die gegenüber-

liegende Thür und Kolf Siegfried stand auf der Schwelle.
„Verzeihung“, sagte der Direktor, indem er vor den Tamen sich sehr höflich verneigte, „man sagte mir, der Herr Baron habe mich hierher bitten lassen.“
„Mein Schwager hat uns vor geraumer Zeit ver-
lassen, Herr Direktor“, entgegnete die alte Dame freund-
lich, aber —
„Ich werde Befehl geben, daß man Sie in den Salon führt“, unterbrach die Baroness mit fast hoch-
müthigem Tone ihre Tante und streckte die Hand aus, um die silberne Tischlampe zu berühren.
Die Freifrau hielt durch eine rasche Handbewegung ihre Nichte zurück. „Wozu soll denn der Herr Direktor den Unmuth durch den Garten und den Hof machen?“ sagte sie liebenswürdig, „ich bitte, uns zu begleiten, da der Weg durch den Korridor uns am „großen Empfangsalon“ — sie betonte das Wort ein wenig ironisch — „vorüberführt.“
„Ich danke, gnädige Frau“, sagte Kolf Siegfried einfach und öffnete reich die Thür, um die Damen vorausgehen zu lassen.
In offenem Schweigen, Unmuth in jedem Zuge des schönen Gesichtes, schritt die Baroness an der Seite ihrer Tante durch den hallenden Korridor, der von rechts durch hohe Bogenfenster, die nach dem Hause hinausgingen, kein Licht erhielt. Die Wände schmückten prächtige mittelalterliche Waffentüde und Jagdtrophäen. Vor einer hohen Thür aus geschliffnem Eichenholze an der linken Seite des Korridors blieb die Baroness stehen, während die Freifrau von Balten in dem gleichen freundlichen Tone, in dem sie vorhin gesprochen hatte, bemerkte: „Treten Sie hier nur ein, Herr Direktor, mein Schwager wird sicher gleich erscheinen.“ Und mit gutem Kopfeigen erwiderte sie den ehrerbietigen Gruß des Direktors, während Baroness Yella kaum das schöne Haupt bewegte. Die Damen stiegen die Treppe am Ende des Korridors hinauf. Kolf Siegfried aber trat erst in das bezeichnete Gemach, nachdem er von dem dunklen Schmal der alten Dame noch von dem blauen Atlaskleide der Baroness ein Schimmer sichtbar war.
Der Baron von Nothheim ging unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab, durch dessen offene Thür er seinen Empfangsalon überblicken konnte. Als jetzt der Direktor eintrat, eilte er ihm entgegen und reichte ihm mit einer gewissen wohlwollenden Freimüthigkeit die Hand. „Sie müssen mir schon verzeihen, lieber Siegfried, daß ich Sie doch so sans façon empfangen habe,

wie hätte ich auch denken können, daß an Stelle des angelobten Herrn Baugeschäftsdirektors Gebhard mein einziger — der Baron hielt etwas zögernd inne — Ihr einziger Jägerbursche zu Ihnen kommen würde,“ vollendete der Direktor mit leicht ironischem Lächeln.
„Nun ja, es überraschte mich, das ist wohl natür-
lich, obgleich man an seltsame Spiele des Zufalls ge-
wöhnt sein sollte, wenn man, wie ich heute, meinen 56. Geburtstag feiert. Doch haben Sie die Güte, jetzt in mein Zimmer zu kommen, wir wollen gemüthlich über unsere Gelächter plaudern.“
Artig bot der Baron seinem Gaste einen Sitz an und ergrünte den Direktor, sich aus dem Cigarrenkästchen zu bedienen, welches auf dem Tische stand. „Ich be-
ziehe meine Cigarren stets direkt“, sagte Nothheim, während er das Feuerzeug zur Hand nahm, „Sie dür-
fen also überzeugt sein, daß diese Manillas unverfälscht sind.“ Gemüthlich ließ sich Baron Nothheim dann seinem Gaste gegenüber nieder und war sehr verwundert, als dieser erklärte, kein Raucher zu sein. „D, das ist schade, diese Cigarren sind ein wahrer Genuß“, sagte der Baron bedauernd.
„Es kommt nur darauf an, was wir für Genuß halten, Herr Baron“, sagte Kolf Siegfried, während er ein Notizbuch und eine sehr umfangreiche Brieflade auf den Tisch legte.
„Um, das ist wahr“, bemerkte der Hausherr über-
rascht, „aber Sie mahnen mich, daß wir zu unseren Geschäften übergehen müssen; bitte, sprechen Sie.“
Der Direktor schlug sein Notizbuch auf, und sein Auge ruhte mit ernstem Sinnen auf den dicht be-
schriebenen Blättern. „Herr Baron“, begann der Direktor, „gestatten Sie, daß ich Ihnen zunächst eine Anweisung auf die von Ihnen gewünschte Vorauszahlung im Betrage von 7000 Gulden übergebe. Unter Kassierer wird, sobald es Ihnen gefällig ist, die Ehre haben, Ihnen die genannte Summe auszusahlen.“ Damit nahm der Direktor ein Blatt aus seinem Notizbuch und reichte es dem Baron.
Mit höchster Verwunderung hatte dieser zugehört. „Das muß ein Irrthum sein, Herr Direktor“, sagte er, „ich habe keine Vorauszahlung gewünscht.“
„Ich bitte, hier ist Ihr darauf bezüglicher Brief“, sagte der Direktor und legte vor den Baron ein offenes Schreiben hin. „Der Brief trägt das Datum“ — der Direktor unterbrach sich und horchte auf, es war ihm, als wäre im Nebenzimmer eine Thür geöffnet worden.
(Fort. folgt.)

